

Mein Freund Wendelin

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein Freund Wendelin.

Skizze von Hans Julliger, Ittigen.

Wendelin zählte einst zu meinen besten Freunden. Wenn ich an ihn zurückdenke, so erfüllt mich heute nur ein Gefühl von tiefer Dankbarkeit gegen ihn und eine leise Trauer, daß ich mir seine Freundschaft nicht zu bewahren wußte. Er war wohl der merkwürdigste Mensch, den ich je kennen gelernt habe. Vor allem zeichnete er sich durch seine Unberechenbarkeit aus. Was man gewöhnlich unter dem Begriffe „Charakter“ versteht, das besaß er nicht. Er war protestantisch getauft und tief religiös; man sah ihn jedoch nie zur Kirche oder in irgend eine religiöse Zusammenkunft gehen. Er konnte sich am Schönen freuen mit der naiven Lust eines Kindes und wußte in Gesprächen Antworten zu geben, die durch ihre mystische Scharfsinnigkeit verblüfften. Niemand konnte von ihm behaupten: „So oder so ist er!“ Niemand konnte ihn einordnen; jeder Begriff war für ihn zu eng. Er war lebenswürdig und sachgrob, verschlossen und mitteillos, mutig und feige, schlapp und voller Tatkraft, böse und wieder die Güte selber — soll ich noch weiter aufzählen?

Es schien einfach, in ihm habe die Natur alle Gegensätze auf merkwürdigste Weise vereinigt und so gemischt, daß Wendelin doch nicht zwiespältig und zerrissen an sich herum laborierte, wie wir weniger Begabten aus seinem Freundeskreise. Die Wahrheiten, die seinem Munde entströmten und uns überraschten, kamen wie aus einer anderen, klareren Welt, kühn, lauter, oft paradox und doch wie selbstverständlich. Obschon er etwas jünger war als ich, schätzte ich ihn wie einen erfahreneren, väterlichen Freund und hatte ihn sehr lieb.

Sein Alter hätte ihm zwar keiner am Gesicht abschätzen können. Gewöhnlich sah er aus wie ein Zwanzigjähriger, manchmal aber auch wie ein Greis oder ein Toter.

Seine ruhige Klarheit und Klugheit hat uns, die wir auf Taten und Erleben hungerten, vor vielen törichteren Unternehmungen bewahrt. Wir klärten uns an ihm ab, ohne dabei ältlich und philiströs zu werden.

Wendelin war glücklich. Wenn es etwas gab, was ihn hie und da in trübe Stimmung brachte, so war es die seltsame und zu seinem Wesen scheinbar im Widerspruch stehende Tatsache, daß ihn mit der Zeit jeder Freund wieder verließ.

Wenn ich an den Vorfall denke, der mich mit ihm entzweite, so werde ich mir bewußt, daß es gerade in der Verschiedenheit meines enger begrenzten Wesens begründet lag, was mich zu Wendelin hinzog und dann auch von ihm forttrieb.

Ich war von einer Italienreise zurückgekehrt. Auf dem Heimweg vom Bahnhof traf ich Wendelin, und er kam ein Stück Weges mit mir. Ich erzählte. Es schwirrte mir ja im Kopfe, so unmittelbar nahe waren noch die Eindrücke. „Florenz! herrlich!“ schwärmte ich. „O dieser Himmel und die Blumen!... Und dann die Abbruzzenstädtchen! Wie Krönchen auf hohen Felsen, mit steilen Zickzackwegen hinauf und Toren und Zinnen. Nur Ritter und Räuber fehlen... und Kirchen! Kirchen, ich sage dir! Zum Beispiel Orvieto! Ein Wunder! Na, ich habe eine Karte im Gepäck, die werde ich dir zeigen, wenn du mal vorbeikommt... Dann Rom... und Capri, ein Traum! Mich friert hier, so angenehm warm war's jenseits der Berge. ... Uebrigens, Neapel hat mich enttäuscht, so schmutzig ist es! Es stinkt überall!“

„Ah!“ lächelte er, „darum bist du beim Anblick der Stadt nicht gestorben...“

Ich hörte nur mit halbem Ohr. „Und was ich nicht vergessen darf,“ fuhr ich in meinem Berichte fort, „zuletzt war ich auf dem Besuw. Er war zwar ganz zahm. Mit der Seilbahn ging es ein Stück weit. Früher soll sie noch weiter gefahren sein, bis oben, wo sich noch einige Mauern der alten Station erheben. Aber der Besuw hat der vordringenden Kultur einen Schwall von Lava entgegengeschickt. Wir — ich nahm natürlich einen Führer mit — wir stiegen in den großen Krater. Darin erhebt sich um den eigentlichen Krater, der dampft und raucht, oft Flammen und glühendes Gestein ausstößt und seinen Platz wechselt, ein hoher Wägen-

kegel. An seinem Fuße brodelte häufig flüssige Lava hervor, die zu einer dunkeln oder gelblichen, porösen Masse erstarrt, ähnlich unserem Tuffstein. Die Führer pressen dann etwa eine Lire in die noch weiche Masse und schlagen sie nachher heraus, wenn der Brei erkaltet ist; das Lavastück verkaufen sie dann an Fremde, ich hab auch eines mitgebracht... Zwar als wir dort waren, zeigte sich alles ruhig. Dennoch gingen wir nicht auf den Aschenkegel hinauf, so sehr es mich eines- teils auch gelüstete, hinunter ins Erd- innere zu sehen. Wie leicht hätte sonst, während wir oben gewesen wären, unten Lava ausbrechen und uns den Rückweg abschneiden können! Gleichwohl darf ich behaupten, den Besuch in allernächster Nähe betrachtet und erlebt zu haben, ich war vorher übrigens auch in Pompeji...

Es schien mir, Wendelin lächle. Das reizte mich; es war mir unangenehm, obwohl er vielleicht gar nicht oder über irgend eine Erscheinung der Straße ge- lächelt hatte, wie es seine Art war. „Höre“ ... sagte ich mit veränderter Stimme, „glaubst du wirklich, es hätte einen großen Zweck gehabt, die Schuhe und Kleider zu wagen, um in ein Loch in die Erde zu blicken? Oder gar das Leben aufs Spiel zu setzen! Das für eine Sache, die ich mir ja genau vorstellen kann: ein dunkles oder bestenfalls rotfeuriges Rohr, das Staub und Funken speit! Uebrigens sah man vom Rande des größeren Trich- ters die Oeffnung mit dem Feldstecher auch ganz deutlich. Da wäre es von einem einigermaßen vernünftigen Men- schen doch geradezu ein Unsinn gewesen ... warum lächelst du eigentlich!“

„Ei“, antwortete Wendelin ruhig, „weil du in deinem Bericht am Besuch- krater hängen bleibst und mir zu be- weisen suchst, es wäre Unsinn gewesen, wenn du den Aschenkegel bestiegen und die Oeffnung ganz aus der Nähe unter- sucht hättest ... warum willst du mir denn das beweisen, Hans?“

„Damit du nicht glaubst, ich sei feige,“ gab ich aufgereggt zurück.

„Und... wenn du es wärest,“ lächelte er, „oder wenn jemand, dem du von der Reise erzählst, solches von dir dächte, könnte dir das nicht gleichgültig sein?“

Seine Ruhe brachte mich noch mehr auf. „Weißt du, ein anderer begreift das wohl, daß ich nicht hinauffstieg. Es ver- wundert mich, daß gerade du — du kennst Herrn Doktor Saurer, der fuhr gerade im gleichen Zuge wie ich — nun, der hat so- fort begriffen, als ich ihm die Gründe klarlegte...“

Wieder lächelte Wendelin. „Du wirst die Gründe jedem klarlegen, dem du er- zählst. Die meisten werden sie glauben. Du aber glaubst sie selber nicht, sonst wür- dest du sie dir nicht beständig vorsprechen und von deinen Zuhörern bestätigen lassen. Die Gründe liegen wohl in dir selber, nicht außen. Ich kann dir noch mehr sagen: der Besuch war der Zweck deiner ganzen Italienreise, wie ich sehe. Schon jetzt, bevor du nur ein wenig Distanz zu der Summe deiner italienischen Erlebnisse hast, verwendest du am meisten Worte und Gefühle an ihn. Und erst in Wochen, Jahren! Da wird alles, was du gesehen hast, nur wie eine Kulisse um das Besuch-Erlebnis sein... Und nun wirfst du dir innerlich vor, den Besuch doch nicht ganz gesehen, das Wesentlichste des Be- suchs nicht vollständig erlebt zu haben ... du weißt, daß somit deine Reise nur etwas Halbes und deshalb — sagen wir es — umsonst war!“

„Das ist aber stark,“ rief ich empört, „du willst mir die ganze Reise verderben!“

„Nein, Hans, sie ist schon verdorben! Durch etwas in dir, das dich dein Ziel nicht erreichen ließ. Denn der Besuch war dein Ziel, wenn du auch den Kopf schüttelst! Möglicherweise wußtest du es ja nicht... ja... er ist dir vielleicht sogar erst nach- träglich zum Ziel geworden. Heute drängt sich die ganze Kraft deiner Phantasie, der ganze Wirbel deiner Gedanken nicht um Florenz und Rom oder den Dom zu Orvieto, nein, der Besuch ist der Knoten, in den alles sich ineinander schlingt. Der Besuch: du fühltest die Forderung in deinem Herzen, in den Mund des Vul- kans zu schauen, etwas in dir war da- gegen. Du redetest dir ein, es sei nicht der Mühe wert... du fühltest etwas wie eine dunkle Angst in dir, wie Angst ums Leben. Das war gar nicht unsinnig! Denn vielleicht hättest du sterben müssen. Nicht den leiblichen Tod, nicht von der

Lava außen am Aschenkegel, sondern du hättest in dich sterben müssen durch das Mittel des Anblicks des Erdinnern, der Wahrheit, der du nachgereist bist, die du suchst und doch fürchtest, wie die Wahrheit deiner selbst... Denn so wie der Besuw, so bist du, so ist der Mensch, von dem wir aber immer nur bis dort sehen wollen, wo die Drahtseilbahn aufhört..."

"Wie überspannt!" trogte ich böse. Doch mein spottender Blick zerschlug sich an seinen warmen Augen. "Ich weiß nur nicht, was es für einen Wert haben soll, solche Philosophie einem zu entwickeln, der eben von einer Reise heimkommt," lachte ich hierauf gezwungen.

"Hast nicht so unrecht," lachte auch er, doch sein Lachen klang frei und gutmütig. Das ärgerte mich noch mehr. "Schau," sagte er dann sinnend, "man weiß im Leben nie, wo das Ziel ist. Man sieht es meist erst viel zu spät, oft erst dann, wenn man wie du auf deiner Reise daran vorüberging."

Ich stellte mich verlegt. Aber er nahm seine Worte nicht zurück, er schwächte die geäußerten Gedanken kein bißchen ab; für ihn waren sie unabänderlich, wahr.

"Lebwohl!" sagte er und ließ mich ziehen. Es klang wie Abschied. Es war aber auch das letzte Mal, daß ich Wendelin sah. Heute ahnt mir, daß ein dunkler Zusammenhang zwischen dieser Zusammenkunft mit Wendelin und der Tatsache besteht, daß ich mich unmittelbar darauf für die Ablage einer Firma nach Kapstadt anwerben ließ und in Hast und ohne Abschied verreiste.

Und heute, wo ich aus den Tropen zurückkehre in die voller Sehnsucht erwartete Stadt meiner Heimat — wie ich im Hotel zum Bahnhof nach dem Abendessen meinen Kaffee trinke und lässig eine Zeitung durchblättere, steht oben mit fettgedrucktem Rand die Todesanzeige Wendelins. Morgen wird er begraben.

Die ganze Geschichte von damals fällt mir wieder ein. Ich gestehe, daß er doch recht gehabt hat. Ich habe ihm nie geschrieben die fünf Jahre über, da ich in Afrika war. Aber ist es nicht möglich, daß ich nur zurückkam, um es ihm zu sagen, daß er recht hatte?

Ich will mir vor Ladenschluß noch rasch schwarze Handschuhe und einen Strauß weiße Astern kaufen gehen.

„Markt in Sitten.“

Zum Gemälde von Alexandre Blanchet, Genf. (Kunstbeilage S. 48/49).

Gottfried Keller bezeugt seine Andacht und Dankbarkeit vor der beschwichtigenden Macht eines Ordners schön im „Fähnlein der sieben Aufrechten“: „Es war ein ganz herrlicher Abend; ein lauer Südwind kräuselte leicht das Wasser, der Vollmond erleuchtete dessen ferne Flächen und blickte hell auf den kleinen Wellen in der Nähe, und am Himmel standen die Sterne in glänzend klaren Bildern; die Schneeberge aber schauten wie bleiche Schatten in den See herunter, fast mehr geahnt als gesehen; der industriöse Schnickschnack, das Kleinliche und Unruhige der Bauart hingegen verschwand in der Dunkelheit und wurde durch das Mondlicht in größere ruhige Massen gebracht...“ Dem Künstler Gottfried Keller war hier der Mond der Ordner. Wie ein sanfter großer Mond ordnet der Maler Blanchet seine Walliser Welt, Mensch, Tier, Raum, mit gelassener Macht, so daß sie, durch Halbbogen, Schwibbogen und viele andere Massen- und Farbenbrücken innerlich gestützt, belebt, den Eindruck der Einheit

in der Vielheit, der Vielheit in der Einheit, des Heimischen im Fremdartigen, des Alten im Modernen, des Dauernden im Wechsel und noch vieler anderer solcher Ueberlegenheiten macht, die nur von Künstlern ausgehen, die den Impressionismus überwunden, den Expressionismus abgelegt haben und deren persönliche Macht es ihnen erlaubt, beide Empfindungen und Anschauungen, die erste und die letzte, nachherhand unlösbar miteinander zu verschmelzen. Die das vermögen, sind allenthalben bald gezählt, und gerade darum sind ihre Werke stets aufs neue ein Gegenstand tiefen Erschreckens oder entgeisterten Starrrens. Aber gemacht, das Stirnband fällt endlich auch vom Haupt des Zauderers, des Widerspenstigen.

Blanchet widerfährt so, was einst Hodler widerfuhr, als er die „Nacht“, die „Enttäuschten“, den „Auserwählten“ zeigte. Der Grad der Verwunderung ist heute niedriger; denn jener Genius hat den kommenden Kühnen denn doch den Weg gebahnt.

Dr. Johannes Widmer, Genf.